



Stationen vergessenen Glücks

Friedrich
Ani

SV

Das Studium an der Kunstakademie brach Jacob Vrell ab, als das Familienerbe rief. Er übernahm das Lokal der Eltern und führte es erfolgreich, bis die Krise ihn aus der Bahn warf. Jetzt macht er sich auf den Weg durch München, besucht alte Weggefährten und zieht Bilanz. Was bleibt vom Leben, wenn die scheinbar vernünftige Entscheidung sich als ebenso brüchig erweist wie der einstige Traum vom Künstlerdasein? Was bleibt von Liebe und Freundschaft? Und was treibt einen, an genau diesem Leben festzuhalten?

Einen Vormittag, mehr Zeit braucht Friedrich Ani nicht, um in seiner unnachahmlichen Art ein Leben, ein Milieu und die Verwicklungen der Seele aufscheinen zu lassen und miteinander zu verweben.

Friedrich Ani, geboren 1959, lebt in München. Er schreibt Romane, Gedichte, Hörspiele, Theaterstücke und Drehbücher. Sein Werk wurde in zehn Sprachen übersetzt und vielfach prämiert, u. a. sieben Mal mit dem Deutschen Krimipreis sowie mit dem Crime Cologne Award, dem Burgdorfer Krimipreis, dem Adolf-Grimme-Preis, dem Bayerischen Fernsehpreis und dem Münchener Literaturpreis. Friedrich Ani ist Mitglied des PEN-Berlin.

Zuletzt sind von ihm im Suhrkamp Verlag erschienen: *Bullauge* (st 5372), *Lichtjahre im Dunkel* (2024) und *Schlupfwinkel* (2025).

Friedrich Ani

**Stationen
vergessenen Glücks**

Suhrkamp

Erste Auflage 2026
suhrkamp taschenbuch 5572
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln
Umschlagfoto: Stefanie Naumann, unter Verwendung von KI
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU

ISBN 978-3-518-47572-0

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Stationen vergessenen Glücks

Gesetzt, wir sagen ja zu einem einzigen Augenblick, so haben wir damit nicht nur zu uns selbst, sondern zu allem Dasein ja gesagt. Denn es steht nichts für sich, weder in uns selbst noch in den Dingen: und wenn nur ein einziges Mal unsere Seele wie eine Saite vor Glück gezittert und getönt hat, so waren alle Ewigkeiten nötig, um dies *Eine* Geschehen zu bedingen – und alle Ewigkeit war in diesem einzigen Augenblick unseres Ja-sagens gutgeheißen, erlöst, gerechtfertigt und bejaht.

Friedrich Nietzsche

Er stand auf der Straße, an einem sonnenüberstrahlten Tag im Juni. Er stand auf der Straße, nicht auf dem Bürgersteig, zwanzig Zentimeter vom Bordstein entfernt. Aus der Wohnanlage kommend, hatte er den Gehweg überquert und war ohne Absicht stehen geblieben. Kein Auto, kein Fahrradfahrer, kein auf ihn zustürzender Hund hatten ihn zu dieser Unterbrechung gezwungen.

Sein Vorhaben war gewesen, rauszugehen und die Dinge zu erledigen, die er sich vorgenommen hatte. Und nun stand er da, wie festgefroren auf dem Asphalt, und der Schweiß lief ihm übers Gesicht. Die Straße war keine hundert Meter lang. Was es zu sehen gab, kannte er auswendig. Niemand schaute aus einem Fenster. Nichts hatte sich über Nacht derart verändert, dass er hätte stutzig werden und einen zweiten Blick riskieren müssen. Nichts in dieser Straße, in diesem Wohnblock, in diesem Viertel interessierte ihn mehr. Nicht die Meisen, die er auf seinem Balkon sommers wie winters fütterte. Nicht die Tauben, die er sommers wie winters mit einer Wasserpistole verscheuchte. Nicht die Nachbarn, von denen einige sommers wie winters auf dem Balkon Dope rauchten und ihn mit ihren Graswolken einnebelten. Nichts und niemand von hier durfte mehr Platz beanspruchen in seiner Wahrnehmung. Das hatte er in der Nacht so entschieden, und so war es richtig, angemessen und unvermeidlich.

Und doch stand er da, schnupperte und lauschte und blickte an den vor fettem Grün undurchdringlichen Sträuchern empor. Als erwarte ihn auf seinem Balkon im vierten Stock eine sagenhafte Überraschung.

In diesem Moment durchfuhr Jacob Vrell eine Ahnung

von Lächerlichkeit, wie er sie seit dem Tag seiner Scheidung nicht mehr erlebt hatte. Er kam sich gedemütigt vor, angeschaut von tausend Augen, die ihn umzingelten und in denen sich seine ganze gescheiterte Erscheinung spiegelte. Ein Mann ohne Rückgrat und Zukunft, einer von der Sorte, wegen der man die Straßenseite wechselte.

Er stand da auf seinen dünnen Beinen, in seiner grünen, verwaschenen Windjacke, unbeweglich, mit ausgebreiteten Armen, ein Klappergestell. Keine Vogelscheuche, eine Menschenscheuche, um die nicht nur die Kinder einen Bogen machten. Was sollte das mit den Armen, fragte er sich und ließ sie fallen und konnte sich nicht erinnern, sie angehoben zu haben.

Schleunigst hier weg, dachte er und rührte sich nicht und sah auf seine Schuhe hinunter. Schwarze Halbschuhe, staubiges, rissiges Leder, schiefe Absätze – ausgelatschte Treter. Während er sie betrachtete, fiel die Anspannung etwas von ihm ab. In diesen Schuhen hatte er früher einmal eine gute Zeit gehabt, sie drückten kaum, schabten nicht am Knöchel, trotzten den Jahreszeiten. Wenn er sie in jenen Tagen nachts abstreifte, hatte er meist einen gelungenen Tag hinter sich gebracht und einen ruhigen Schlaf vor sich.

Daran zu denken, erschien ihm als unbändiger Witz, der ihn aufrüttelte. Wie von selbst gelang ihm der nächste Schritt und gleich noch einer. Schon hatte er das Ende der Straße gegenüber dem Spielplatz erreicht. Die Schuhe passten ihm noch halbwegs. Wochenlang hatte er sie nicht mehr getragen, heute Morgen waren keine anderen in Frage gekommen, nur dieses gewöhnliche, unverwüstliche Paar mit den sechs Löchern und den scheinbar rissfesten Schnürsenkeln.

Jacob Vrell schaute sich beim Gehen zu.

Er freute sich fast über seine entschlossenen Schritte um halb sieben in der Früh, vor allem, nachdem er diesen grotesken Stillstand von vorhin überwunden hatte, diese unerklärliche Irritation mitten in seinem mit Verve begonnenen Aufbruch. Schluss damit, dachte er, die Sache lag hinter ihm, wie überhaupt alle Sachen. Was einzig zählte, war, was vor ihm lag. Und als Erstes lagen vor ihm ein doppelter Espresso und ein Tramezzino à la Pietro.

Lust auf Frühstück verspürte er nicht im Geringsten. Er folgte einer Tradition und zugleich einer neuen Route, worüber er mit niemandem sprechen würde, auch nicht mit seinem alten Freund Pietro Gandolfo. Sprechen war nicht nötig, da zu sein genügte. Da sein und dann gehen.

Wieder warf er einen Blick auf seine Schuhe und lächelte.

»Die Sonne scheint, die Sonne scheint, hier kommt mein alter Freund.«

Die Begrüßung musste Vrell erst einmal verdauen. Sprachlos blieb er vor der offenen Tür des Cafés stehen. Beinahe hätte er geglaubt, Pietro meine einen Gast hinter ihm. Da war niemand, wie er, ohne sich umzudrehen, wusste. Kein Mensch war neben oder hinter ihm unterwegs gewesen, als er vor der Reichenbachbrücke in die Eduard-Schmid-Straße abgebogen war.

»Mein Freund ist da«, wiederholte Gandolfo und packte seinen Besucher an den Oberarmen und hätte sein schwächtiges Gegenüber vermutlich durchgeschüttelt, wenn Vrell nicht geistesgegenwärtig eine ruckartige Drehung vollzogen und sich aus dem Griff befreit hätte.

Bevor Vrell ein irgendwie angemessener Satz über die Lippen kam oder ihm eine weitere Reaktion gelang, drückte Gandolfo ihn mit Wucht an sich, stieß ihn weg und zog ihn gleich wieder zu sich her. Vrells Arme schlenkerten wie die einer Puppe.

Dann ließ Gandolfo ihn los. Er betrachtete ihn ausgiebig und sagte: »Bist du krank? Hast du Krebs?«

Darauf fiel Vrell schon wieder nichts ein. Genau wie vor einer halben Stunde stand er steif da und kam sich vor wie an die Luft getackert. Zu keinem Mucks fähig, ohnmächtig bei vollem Bewusstsein, zur Sinnlosigkeit verdammt. Das Wort, das er schließlich ausstieß, verließ seinen Mund unhörbar.

Nein.

»Hast du was gesagt?«

»Nein«, sagte Vrell.

»Doch, du hast was gesagt, hab ich doch gehört, ich hab's nur nicht verstanden.«

»Nein.«

»Du bist blass. Hast du Probleme?«

»Nein.«

»Ich mach dir einen starken Espresso, der bringt dich wieder in Form.«

»Ja, bitte.«

»Setz dich, mein Freund, noch ist draußen Schatten. Tramezzino dazu?«

»Bitte.«

»Kriegst du. Setz dich endlich. Bevor du mir noch umkippst.«

Vrell setzte sich an den ersten Tisch neben der Tür. Das passierte einfach. Seine Beine latschten hin, sein Hintern sackte auf den Stuhl, sein Rücken berührte die Lehne, die Hände fielen gefaltet in seinen Schoß. Ihm war klar, dass gerade etwas passiert war, das einer Art Kontrollverlust glich. Er hatte keine Erklärung dafür. Er hätte gern eine gehabt, unbedingt hätte er gern begriffen, was ihn derart irritiert, ja geradezu aus allen Wolken hatte fallen lassen.

Wieso hatte er die vertraute Lokalität mit zielsicheren Schritten angesteuert, um an der Tür in einem Schraubstock zu landen? Was hatte sein Bekannter in ihm ausgelöst, dass er kurz davor gewesen war, zusammenzubrechen? Er war doch fit, geistig auf der Höhe, hatte seine Entscheidungen im Vollbesitz seiner Kräfte getroffen.

Vielleicht, überlegte er und setzte sich aufrecht, war er zu

schnell gegangen, hatte die morgendlichen Temperaturen unterschätzt.

Vielleicht, und der Gedanke verschaffte ihm ein wenig Linderung, hatte er sich zu Vieles im Voraus ausgemalt. Wie er seinen Freund begrüßen, was er ihm erzählen würde und was nicht. Welche Antworten er auf unvermeidliche Fragen geben und wie viel Zeit er in dem Café verbringen würde, bevor er dringend würde aufbrechen müssen, um Dinge zu erledigen.

Über eine Menge Details hatte er sich auf dem Weg entlang der Friedhofsmauer den Kopf zerbrochen. Hatte Worte und Sätze verworfen, während er den Trambahnschienen gefolgt war, den Berg hinunter, der den einen Stadtteil vom anderen trennte.

Hundert Winzigkeiten, nur zur Sicherheit, damit er sich nicht verplapperte oder zu Erwiderungen verleitet wurde, die ihm hinterher leidtäten.

Natürlich hatte er Tage vorher das Wesentliche längst festgelegt. In ihm herrschte eine Stabilität wie nie zuvor. Nichts würde ihn erschüttern und von seinem Weg abbringen. Auch das hatte er sich unterwegs noch einmal in Erinnerung gerufen und, an diesem Punkt angelangt, innegehalten, um sich, wenn er ehrlich war, zu beglückwünschen.

Vorbei das Ducken und Drucksen, das Schließen fauler, von vornherein verlogener Kompromisse. Vorbei das Strampeln und Hampeln. Vorbei das Zittern vor der Kavallerie der Steuereintreiber. Vorbei das Pinseln von Luftschlössern im Vollrausch. Nüchtern sein, in allem, nur darum ging es seit genau einunddreißig Tagen, seit dem Abend, an dem er das Lokal abgesperrt und den Schlüssel in den Fluss geworfen hatte.

Und nüchtern in jeder Hinsicht war er heute Morgen aufgebrochen. Er hatte, warum auch immer, zweimal abgesperrt und den Schlüsselbund mit einem letzten Klirren in seinen Briefkasten im Parterre fallen lassen. Und als er wenig später abermals stehen geblieben war, unweit des Mariahilfplatzes, hatte ein euphorisches Feuer in ihm gewütet, das ihn fast zum Tanzen gebracht hätte.

In einem Anfall kindischer Vorstellungskraft hatte er sich ausgemalt, er stünde in Flammen und jedes Haus, an dem er vorüberkommt, finge an zu brennen. Und die Bewohner rennen auf die Straße und bitten um Gnade für ihre Verfehlungen und Hinterhältigkeiten, die sie an ihm begangen hatten.

Außer Atem hatte er schließlich die Abzweigung vor der Brücke erreicht und musste sich, das fiel ihm jetzt ein, an die Hauswand lehnen und erst einmal nach Luft schnappen.

Vielleicht war er wegen seines überdrehten Zustands auf die Überdrehtheit des Italieners nicht gefasst gewesen, dachte er. Umso wichtiger, schnellstmöglich die Ruhe wiederzufinden, geduldig Kaffee zu trinken, der bekannte Jacob Vrell zu sein.

»Du siehst verändert aus.« Gandolfo stellte Tasse, Wasserglas und Teller vom Tablett auf den Tisch. »Isst du genug? Soll ich dir noch ein Omelett machen? Hier, prego, Tramezzino spezial mit Spinat, Hummus, frischen Kräutern. Buon appetito. Worauf wartest du? Jacob?«

Vrell hob den Kopf. Die Worte kamen zu schnell für ihn, lediglich seinen Namen hatte er vollständig erfasst. »Ja?«

»Du sollst essen, mein Freund.« Nach einem schnellen Blick durchs Fenster zum Tresen, wo ein Nachbar seinen üb-

lichen Cappuccino trank, ein Schinken-Käse-Sandwich aß und Zeitung las, setzte sich Gandolfo auf den zweiten Stuhl am Tisch. Er betrachtete den abwesend wirkenden Gast eine Weile, dann hob er die Arme und streckte die Hände aus, Handflächen nach oben, in Erwartung von Antworten. Vrell sah hin, nickte, brachte ein schmales Lächeln zustande.

»Entschuldigung, ich war in Gedanken.«

»Nicht zu übersehen. Der Espresso wird kalt.«

»Bei der Hitze?«

»Trink.« Zucker hatte Gandolfo nicht mitgebracht, sein Freund trank jede Kaffeeart grundsätzlich ohne alles. Vrell nippte an der Tasse. »Stimmt was nicht?«

»Alles gut.«

»Ich hasse den Ausdruck.«

Vrell nahm einen Schluck, behielt die Tasse in der Hand.
»Was ist falsch daran?«

»Alles gut, alles gut. Was soll das bedeuten? Klingt wie leck mich am Arsch.«

»Dein Espresso ist der beste.«

»Leck mich am Arsch.« Gandolfo warf einen Blick über die Schulter. Nach vorn gebeugt stand der Nachbar am Tresen, den Kopf in die Fäuste gestützt. »Erinnerst du dich an Jockel Klingner? War damals mit uns in der Tischtennisclique, nur ein paar Monate.«

»Wer soll das sein?«

Der Café-Betreiber machte eine Kopfbewegung, senkte die Stimme. »Schleicht jeden Morgen hier rein, trinkt Kaffee, spricht nicht viel, höchstens über Politik, von der er so wenig versteht wie ich. Hatte den Kiosk an der Isar, den auf der Westseite, bei der Bushaltestelle. Mega-Cashcow. Erinnerst du dich?«

»Kann sein.«

»Was meinst du mit ›kann sein‹? Jockel Klingner.« Er hatte zu laut gesprochen und beugte sich über den Tisch, näher zu Vrell. »Jockel ist doch jüdisch, deswegen haben die Nazis ihm den Kiosk abgefackelt. Heißt's. Andere sagen, es waren die Jugos aus der Kneipe ums Eck, die waren sauer wegen Jockels blühenden Geschäften, vor allem nachts, die jungen Leute besorgten ihren Nachschub bei ihm und nicht bei den Jugos. Üble Sache.«

»Jockel hat mit uns im Schelling-Salon gespielt?«

»Langsam mach ich mir Sorgen um dich, mein Freund.«

»Mir geht's gut.«

»Iss dein Tramezzino. Noch einen Espresso?«

»Danke, nein. Das ist dreißig Jahre her, seit wir Tischtennis im Keller gespielt haben.«

»Ja, aber die Geschichte mit dem brennenden Kiosk kann man nicht vergessen.«

»Mag schon sein.«

»Jockel. Hat sich nicht mehr erholt von dem Anschlag. Die Polizei hat nichts herausgefunden. Keine Überraschung. Sie haben zwei Tage ermittelt und dann behauptet, randalierende Jugendliche hätten in der Freinacht das Feuer gelegt, als Jockel kurz zugesperrt hatte, weil er aufs Klo musste. Da ist doch gleich die öffentliche Toilette hinter dem Rondell bei der Haltestelle. Als er zurückkam, stand die Hütte in Flammen. Nichts mehr zu retten. Das war ein gezielter Anschlag, das weiß jeder, außer der Polizei. Nazis, schwöre ich dir.«

»Warum hat er den Kiosk nicht wieder aufgebaut?«

»Hörst du nicht zu? Der Mann war am Boden, hat einen Schock fürs Leben, der hatte Angst, dass die Typen wieder-

kommen und diesmal *ihn* abfackeln. Machte eine Therapie, hab ich gehört, Jahrelang. Wohnte bei einem Freund im Glockenbachviertel, zog dann zurück zu seiner Mutter, irgendwo an der österreichischen Grenze. Vor einem Jahr ist er wieder aufgetaucht, hat hier im Nebenhaus ein Zimmer gefunden, jobbt sechs Tage die Woche in einem Getränkehandel, schreibt angeblich Gedichte. Hat ihm ein Therapeut empfohlen, wenn ich das richtig verstanden hab. Viel redet er nicht, schon gar nicht über sich. Hätte ihn fast nicht wiedererkannt beim ersten Mal.«

»Was ist mit ihm?«

»Geh rein, schau ihn dir an, sag: Grüß Gott, Jockel. Oder Josua, wenn dir das lieber ist.«

»Nein.«

»Dich hätte ich auch beinah nicht wiedererkannt. Wie lang haben wir uns nicht gesehen?«

»Drei, vier Monate.«

»Nicht lang her. Siehst aus, als hättest du in der Zwischenzeit zwanzig Kilo abgenommen und wärst auch sonst ziemlich runtergekommen, wenn ich das so sagen darf.«

»Du darfst alles sagen, Pietro.«

»Dann erklär mir deinen Zustand.«

»Mir geht es gut. Sehr gut sogar.« Allmählich wurde es Zeit aufzubrechen, dachte Vrell.

Andererseits wollte er seinen Freund nicht kränken und das frisch zubereitete Tramezzino verschmähen. Mitnehmen konnte er es auf keinen Fall. Was sollte er mit einer Wegzehrung? Das Wort entlockte ihm ein Grinsen, das er sich sofort aus dem Gesicht wischte, indem er so tat, als müsste er sich an der Wange kratzen.

Obwohl er den Verzehr eines Pietro-Sandwiches ebenso

zu seinen Aufgaben gezählt hatte wie den Genuss des unvergleichlichen Espressos, begann die selbst auferlegte Verpflichtung ihn zu quälen.

Je länger sein Freund, den er unbedingt hatte aufsuchen wollen, am Tisch saß, desto stärker verspürte Vrell das Bedürfnis nach einem anderen Ort, einer anderen Person, einer neuen Situation.

Bei Pietro, das erschien ihm von Minute zu Minute logischer, waren die Dinge schneller als gedacht erledigt, die nötigen Sätze gewechselt, Vergangenheit und Gegenwart in bewährter Manier in Einklang gebracht. Auf die Lebensgeschichte dieses Jockel brauchte er nicht weiter einzugehen, er erinnerte sich kaum an ihn. Was die Hintergründe des brennenden Kiosks betraf, so fehlten ihm dazu jegliche Informationen. Er war sich nicht einmal sicher, ob er vorher je davon gehört hatte. Unbestreitbar ein tragisches Ereignis, doch fern seiner Welt und Erinnerung.

Überzeugend hatte er betont, wie gut es ihm gehe. Die Bemerkung, er sehe aus wie einer, der zwanzig Kilo verloren habe, hatte er aus Höflichkeit überhört. Er musste los. Er hatte einen Weg zu gehen und kein Sitzfleisch für Plaudereien.

Alles gut, dachte er, griff mit einem Gefühl von Befriedigung nach dem Tramezzino und biss hinein.

Er aß wortlos. Aus den Augenwinkeln bemerkte er ein Kopfschütteln und verkniff sich eine Reaktion. Frisch oder nicht, Oregano auf Spinat schmeckte ihm nicht, das Hummus war zu kalt und das Weißbrot labberig.

Nach dem Essen tupfte er sich mit der kleinen Papierserviette den Mund ab und trank den letzten Schluck Leitungswasser aus dem Glas.